



Judith Brandner
**ZUHAUSE IN
FUKUSHIMA**
Das Leben danach:
Porträts

K&S

Mit Fotos von Katsuhiro Ichikawa

Judith Brandner
**ZUHAUSE IN
FUKUSHIMA**
Das Leben danach:
Porträts

Mit Fotos von Katsuhiko Ichikawa



www.kremayr-scheriau.at

ISBN 978-3-218-00906-5

Copyright © 2014 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlaggestaltung: Kurt Hamtil, Wien

unter Verwendung eines Fotos von Katsuhiko Ichikawa

Typografische Gestaltung, Layout: Kurt Hamtil, Wien

Druck und Bindung: Druckerei Theiss GmbH, St. Stefan i. Lavanttal

INHALT

Eine Reise nach Fukushima	7
FUKUSHIMA	
Die Biobäuerin Sachiko Sato	29
Der Komponist und Dirigent Takehito Shimazu	39
Die Waldorfkindergärtnerin Sadako Monma	53
Der Biobauer Kei Kondo	61
Der Arzt und Diplomat Ryohei Suzuki	75
MATSUMOTO	
Die Familie Hashimoto	81
KYOTO	
Das neue Leben von Yuko Nishiyama	97
Die Umweltaktivistin Aileen Mioko Smith	111
TOKYO	
Der Undercover-Journalist Shun Kirishima	121
Der Maler und Künstler Naoto Nakagawa	127
Der Journalist Yasumi Iwakami	137
Der Fotograf Katsuhiko Ichikawa	147
Epilog	155
Danksagung	160

*Das Gedächtnis der Menschen ist mit einem bestimmten Ort,
einem bestimmten Flecken Erde verbunden. Und jetzt wurde
diese Erde, die sich in die Erinnerung der Menschen
eingegraben hat, verseucht. Sie können nicht mehr zurückkehren.
Das verursacht einen Schmerz, der alles durchdringt.*

Yasumi Iwakami

EINE REISE NACH FUKUSHIMA

Am Tag meiner Ankunft in Tokyo fegt ein gelblicher Sandsturm über die Stadt. Es ist März 2013. Der Himmel hat sich in den Hochhäusern verfangen. Novembernebel in Beige. Tokyo in Pastell. Die Menschen tragen Masken und eilen gesenkten Kopfes dahin. Es ist beinahe finster, mitten am Nachmittag. Eine Staubschicht wird auf den Blättern der Bäume und Sträucher und auf den Steinfiguren im japanischen Garten des Hotels zurückbleiben. Niesreiz.

„Der Sand kommt aus China“, sagt die Verkäuferin im Designerladen, bei der ich ein Set aus sieben silbrig-roten Knöpfen in Fischform kaufe. Fischknöpfe aus Japan – bei jeder Nachrichtenmeldung über das Wasser, das aus den Auffangbecken mit dem verseuchten Kühlwasser ins Meer sickert, nehme ich sie aus der Schatulle und sehe sie mir an. Aufgenäht habe ich sie bisher nicht. Die Kleider in der Boutique sind aus edlen Seidenstoffen, inspiriert von japanischen Kimonos, und sie sind teuer. Die Verkäuferin hat Silberfäden im Haar, sie wiegt bedenklich den Kopf und ihr Blick sagt alles: „Aus China!“ Später werde ich in der Zeitung die China-These bestätigt finden. Der Sand ist mit winzigen Partikeln in Bakteriengröße vermischt, die bis in die Lungenbläschen gelangen können: Feinstaub, PM 2,5 ist der Fachausdruck dafür. PM 2,5 wird in den nächsten Wochen *das* mediale Thema im Land sein, auch dann, wenn der Sandsturm längst vorüber ist. Der importierte Feinstaub ist, so scheint es, ein willkommener Stoff, um die hausgemachte Radioaktivität aus dem Bewusstsein zu verdrängen.

Tags darauf weckt mich kurz nach fünf Uhr früh ein Erdbeben. Es ist der Tag meiner Reise nach Fukushima. Es gelingt mir nicht, den Fernseher in Betrieb zu nehmen. Radio. Die

japanische Rundfunkgesellschaft NHK bringt Nachrichten. Die Frauenstimme erzählt von der Kirschblüte. Nach einer gefühlten Ewigkeit eine Unterbrechung: Eine dunkle Männerstimme meldet das Beben, fügt hinzu, dass keine Tsunamigefahr bestehe, und verliest eine lange Liste von Orten, an denen das Beben zu spüren war und in welcher Intensität. Es war nur leicht. Kein Mensch wird es erwähnen.

Ich breche auf nach Fukushima. Auf dem Weg zum Bahnhof tritt aus dem Nebel ein Mann auf mich zu, als habe er auf mich gewartet. Er trägt mehrere Schichten schmutziger Kleidung, Lappen um die Füße, einen Plastiksack in der Hand. Er legt eine Hand auf seinen Bauch, hält die andere zu einer Schale gekrümmt nach oben. Er habe heute noch nichts gegessen. Der erste Bettler in Japan, der mich anspricht, seit ich das Land vor fast dreißig Jahren zum ersten Mal betreten habe. Ich drehe mich abrupt und wortlos von ihm weg und laufe fort, bis mich der Bahnhof verschluckt hat. Der Gedanke an meine merkwürdige Reaktion wird mich die ganze Reise über verfolgen.

Auf dem leeren Sitz neben meinem reservierten Platz im Zug hat jemand ein Buch vergessen: „Einhundert Erzählungen von einhundert Menschen aus Fukushima“. Ich nehme den Band zur Hand und sehe das Projekt, das ich im Kopf habe, von einem japanischen Kollegen schon realisiert. Der Journalist und Gründer der Internetplattform *Independent Web Journal*, Yasumi Iwakami, hat einhundert Menschen danach gefragt, wie sich ihr Leben durch die atomare Katastrophe verändert hat, und sie legen Zeugnis ab vom Geschehenen und sprechen über ihr Leben im unsicheren Heute. Aus diesen Mosaiksteinen entsteht ein Bild der menschlichen Tragödie von Fukushima, die ebenso schwer wiegt wie die unsichtbare radioaktive Gefahr.

Unter den Porträtierten ist auch Sachiko Sato, die ehemalige

Biobäuerin aus Kawamata-Machi, Gründerin der NGO „Fukushima Netzwerk zum Schutz der Kinder vor Radioaktivität“, die ich in ein paar Tagen in Fukushima-Stadt treffen werde. Eine ernüchterte Sachiko Sato wird mir gegenüber sitzen, und dennoch sagen: „Ich kämpfe gegen die Atomenergie, bis ich sterbe!“ Auf den Fotos, die der Fotograf Katsuhiko Ichikawa auf ihrem Bauernhof machen wird, steht sie verloren inmitten wuchernder Vegetation. Von ihr erfahre ich zum ersten Mal von den schwarzen Plastiksäcken in der Landschaft. Auf ihrem Laptop zeigt sie mir Bilder der Säcke, die sich am Waldesrand in der Nähe ihres verlassenen Hofes türmen, vollgestopft mit verstrahltem Erdreich, Zweigen, Blättern. So sehen heute in Fukushima Zwischenspeicher aus. Die Flora von Fukushima ist zu radioaktivem Müll geworden. Die Säcke werden mir auf meiner Reise überall begegnen – als Mahnmale einer untergehenden Technologie.

Weil in der Präfektur ganze Landstriche vergreisen und veröden, setzen Regierung und Behörden alles daran, die Leute aus ihren Behelfsquartieren an ihre Heimatorte zurückzuführen. Dekontaminierung ist dabei das Zauberwort. Die bisherigen Evakuierungszonen werden wieder und wieder neu eingeteilt. Immer mehr verseuchte Gemeinden werden für Rücksiedler freigegeben. Als zusätzliche „Motivation“ für eine Rückkehr streicht Tepco den Betroffenen ein Jahr nach Aufhebung des Rückkehrverbots die monatliche Zuwendung, die sie als Kompensation für den Stress der Aussiedelung bekommen haben. Gleichzeitig sprechen nun auch hochrangige Politiker aus, was ohnehin jeder weiß: dass manche Gegenden für immer unbewohnbar sein werden.

Die *Japan Times* bringt eine Bevölkerungsstatistik von Fukushima: Immer noch sind rund hundertfünfzigtausend Menschen *displaced*, mehr als ein Drittel davon außerhalb der Präfektur. Das Wort weckt Assoziationen an das Ende des Zweiten Welt-

kriegs in Europa: Die Befreiten aus den Konzentrationslagern, die nicht mehr in die einstige Heimat zurück konnten oder wollten, die nirgendwo mehr hingehörten, weil es auf der Welt keinen Platz mehr für sie gab. Menschen auf der Reise, das sind auch die Evakuierten aus Fukushima und jene zahlreichen Menschen, die „freiwillig“ weggezogen und nicht statistisch erfasst sind.

Einige von ihnen bekommen auf meiner Reise ein konkretes Gesicht: Masako und Kaya Hashimoto etwa, denen ich bis in die japanischen Alpen nachreise, um ihre Geschichte aufzuzeichnen. Oder die Kindergärtnerin Sadako Monma, die ihren Waldorfskindergarten an einen weniger verstrahlten Ort in der Präfektur Fukushima übersiedelt hat. Nun ist sie zwar in sicherer Umgebung, aber es kommen keine Kinder mehr zu ihr. Die Geschichten der Flüchtlinge ähneln einander: Mutter mit Kind oder Kindern weggezogen, Vater zurückgeblieben, um zu arbeiten. Psychische und finanzielle Probleme aufgrund der Trennung. Der Vater versteht die Angst der Mutter nicht, hält ihre Flucht für eine überzogene Reaktion, weil er den beruhigenden Worten der Behörden glaubt, sie jedoch nicht. Streit um die tatsächliche Gefahr. Entfremdung. Scheidung. Schulischer Leistungsabfall bei Kindern und Jugendlichen. Gewalt, Depression, Rückzug, Alkoholmissbrauch. Vereinzelt aber auch Fälle von Frauen, die aus der Trennung von ihren Partnern neues Selbstbewusstsein schöpfen, ein neues Leben aufbauen und genießen, wie das Beispiel von Yuko Nishiyama in Kyoto zeigt, die ich gegen Ende meiner Reise treffen werde.

Ich verlasse den Bahnhof. Vor dem Ostaussgang sitzt ein Klavierspieler aus Bronze. Jede Stunde erklingt aus seinem mechanischen Inneren ein anderes Lied. Um 17 Uhr ist es die „Fukushima Serenade“. Eine dünn und blechern klingende, aber

fröhliche kleine Melodie. Nach dem 11. März 2011 scheint es obszön, an diesem Ort etwas anderes als ein Requiem zu spielen. Doch Fukushima tut, als wäre nichts gewesen. „Besuchen Sie Fukushima!“, werben bunt bebilderte Prospekte mit den Sehenswürdigkeiten und kulinarischen Köstlichkeiten der Region im Tourismuskiosk am Bahnhof. Die Mädchen in der Stadt tragen Miniröcke, die knapp unter dem Po enden, dazu Schuhe mit schwindelerregend hohen Absätzen, geschätzte zehn bis fünfzehn Zentimeter, in den unglaublichsten Farben und Stilen: rosa Lack ist in, auch mehrfarbige Plateaus oder roter Lack in Kombination mit Kunstpelz.

Die Angestellte an der Hotelrezeption in ihrer Uniform, deren blasses Braun-Rosa an die Farben der öffentlichen Toilettenanlagen erinnert, ist von einer penetranten Geschäftstüchtigkeit. Ehe ich nachdenken kann, bin ich Mitglied der Hotel-Billigkette. Das Foto für die Plastikkarte wird sofort gemacht, es zeigt mich mit fischförmig verzogenem Gesicht, von oben strahlend weiß angeleuchteten und struppig ins Gesicht fallenden Haaren. Die Clubkarte gilt in allen Hotel-Filialen in ganz Japan und bei jedem Aufenthalt werden Punkte gutgeschrieben. Am Ende meiner Reise werde ich bereits eine Gratisübernachtung bekommen.

In der Lobby des Hotels, neben dem Aufzug, werden täglich die Schildchen mit den Radioaktivitätswerten aktualisiert. Am Tag meiner Ankunft sind es in der Lobby 0,06 Mikrosievert, in den Zimmern 0,05. Innerhalb der nächsten vierzehn Tage steigen die Werte um jeweils einen hundertstel Prozentpunkt.

Schräg gegenüber vom Hotel hat das japanische Umweltministerium ein Informationsbüro zum Fortgang der Dekontaminierungsarbeiten eingerichtet. *Puraza* nennt sich das auf Japanisch, und der für japanische Ohren exotische Klang dieses Wortes weckt Bilder sonnenüberfluteter, mittelalterlicher Plätze

in Europa, auf denen fröhliche Menschen in Straßencafés sitzen und Cappuccino trinken. Im Inneren der *puraza*, die große Auslagen zur Straße hin hat, langweilen sich zwei Mädchen in grüner Uniform. Zu sehen sind PCs, die niemand benützt, Schautafeln mit Fotos, die Menschen bei der Dekontaminierung zeigen, Plakate mit Auflistungen von Zahlen und Orten. Wann immer ich in den nächsten Tagen vorbeigehen werde, wird der Laden leer sein. Egal mit wem ich über die *puraza* spreche, die Reaktion ist immer ein verächtliches Schnauben und eine wegwerfende Handbewegung. Die Institution spiegelt exemplarisch das Verhältnis zwischen Regierenden und Regierten wider: mit Hochglanzbroschüren und Zahlen, die keiner nachvollziehen kann, werden Aktivitäten „im Sinne der Bevölkerung“ vorgegaukelt. Niemand vertraut der Einrichtung, niemand traut ihr etwas zu, aber sie legitimiert die Existenz der Bürokraten.

Ein Flugblatt weist auf eine kommende Informationsveranstaltung für die Bürgerinnen und Bürger hin. Zwei Professoren staatlicher Universitäten werden über Risikokommunikation sprechen, anschließend gibt es eine Diskussion. Der Eintritt ist frei, um Anmeldung wird gebeten. Ich melde mich einmal per E-Mail an, und zur Sicherheit noch einmal persönlich, bei einem Mädchen in Grün am Info-Schalter, das alle Daten notiert und eifrig nickt. Am Abend der Veranstaltung scheint mein Name unter den Reservierungen trotzdem nicht auf, drei Angestellte des Umweltministeriums suchen und blättern und zappeln nervös herum, entschuldigen sich und schreiben schließlich nach mehrmaligem Nachfragen meinen Namen auf. Eine ältere Dame in grauem Hosenanzug und mit strengem Haarknoten, die hier das Regiment führt, ist entsetzt über die Frage, ob ich bei der Veranstaltung Tonaufnahmen machen darf. Unter keinen Umständen und ganz sicher nicht und ganz und gar nicht, flattert sie herum und hängt mir eine Tafel um den Hals,

auf der in dicken Buchstaben *Press* aufgemalt ist. Es gebe schließlich eine Diskussion mit den Bürgern und es gehe um den Schutz ihrer Persönlichkeit. Wie lächerlich der Hinweis auf den Persönlichkeitsschutz ist, zeigt sich am Ende der Veranstaltung. Die BürgerInnen schreiben ihre Fragen nämlich anonym auf Kärtchen, die sie bei einer Art Zeremonienmeister abgeben. Der wiederum liest sie vor, ein anderer schreibt sie auf die Tafel, die Professoren antworten.

Während ich mich setze und mir die Tafel vom Hals nehme, einen Schreibblock auf den Tisch lege und die Unterlagen ordne, die mir beim Eingang in die Hand gedrückt worden sind, umkreist mich die Dame in Grau. Ich zähle etwa fünfzehn Teilnehmer. Die meisten tragen schwarze Businessanzüge und sehen selbst wie Bürokraten aus. In einer Ecke steht eine Japanerin vor einer auf einem Stativ montierten Filmkamera, eine Tafel mit den Lettern *Press* umgehängt. Die Vortragenden sind ein emeritierter Professor der staatlichen Universität Kyoto und ein Professor der medizinischen Fakultät der staatlichen Universität Fukushima. Einige Tage später werde ich ihm auf einer anderen Veranstaltung abermals begegnen, so wie ich nach vierzehn Tagen Aufenthalt in Fukushima-Stadt mit ihren immerhin zweihunderttausend EinwohnerInnen überhaupt das Gefühl habe, bald alles und jede/n zu kennen. Sie sprechen also über Risikokommunikation und ich frage mich, an wen sich ihre Vorträge eigentlich richten, geht es darin doch vor allem um die Fehler, die die Behörden bei der Kommunikation mit den Bürgerinnen und Bürgern machen, und um die Frage, welche Inhalte und Wahrheiten den Menschen zuzumuten seien. Das Wort Risikokommunikation, das beschreibt, was in Japan so wenig funktioniert, wird hier zu *risukomi*. Der Professor aus Kyoto stellt einen Zusammenhang zwischen gut funktionierender Demokratie und funktionierender *risukomi* her und zitiert aus einer Umfrage

über das Vertrauen der Bevölkerung in die Institutionen: Das größte Vertrauen haben die JapanerInnen mit sechzig Prozent in die Selbstverteidigungsstreitkräfte *jieitai*, die in Japan anstelle eines Heeres das Land verteidigen. Weit abgeschlagen rangieren die Medien und an letzter Stelle die Politiker (Lachen im Saal), denen mehr als fünfzig Prozent gar nicht vertrauen.

Nach der Veranstaltung schreibe ich ein Mail an das Büro von Gouverneur Sato mit der Bitte um ein Interview. Der Komponist Takehito Shimazu, dem ich bei unserem Treffen am nächsten Tag davon erzähle, verwendet sich in all seiner Prominenz für mich. Freudestrahlend berichtet er mir vom Besuch des Gouverneurs bei seinem letzten Konzert und von dessen eindeutigen Worten gegen die Atomenergie. Das Büro des Gouverneurs wird meine Anfrage mit großem Bedauern ablehnen: Dem Herrn Gouverneur sei der Kontakt zu ausländischen JournalistInnen überaus wichtig, da er jedoch dieser Tage sehr beschäftigt sei, hätte eine derartige Anfrage zeitgerechter gestellt werden müssen, um Aussicht auf Erfolg zu haben, und auch die Fragen hätten gleich in schriftlicher Form beigelegt werden müssen.

Ich fahre durchs Land. Die Verbindungsstraße zwischen Fukushima-Stadt und dem an der Pazifikküste gelegenen Minamisoma führt durch eine der schönsten Gegenden Japans. Die Wälder sind eine Mischung aus Bambus, Laub- und Nadelbäumen, dazwischen satte Reisfelder und stolze Bauernhöfe mit riesigen Khakibäumen davor, deren orangefarbene Früchte bis in den Winter hinein leuchten. Iitate-Mura heißt das Gebiet. Die Gegend ist Evakuierungszone und die Straße geht mitten durch. Minamisoma ist einer der sterbenden Orte in der Präfektur. Im Krankenhaus von Minamisoma treffe ich den Arzt Ryohei Suzuki, der alles tut, um die verbliebenen Menschen aus ihrem Seelentief zu holen und sie gesund zu erhalten. Dr. Suzuki hat

nach langen Jahren im Dienst des japanischen Außenministeriums die Diplomatenlaufbahn gegen den Arztkittel getauscht, um in Fukushima eine nützliche Rolle zu spielen. Sein *furusato*, seinen Heimatort, hat er für immer an die ionisierende Strahlung verloren. Der Ort liegt unmittelbar neben dem Kraftwerk. Minamisoma ist das Krankenhaus, das seinem Geburtsort und dem AKW am nächsten ist.

Auf der Rückreise. Der Linienbus nach Fukushima-Stadt kommt abrupt zu einem Halt. Gerade erst hat die Sonne die Wälder rosa eingefärbt, und im nächsten Augenblick schon ist es stockfinstere Nacht. In Japan verschluckt die Nacht die Sonne in nur wenigen Minuten. Ein kleiner, weißer Pick-up blockiert die Straße. Es herrscht reger Gegenverkehr und ich frage mich, warum jemand um diese Zeit in Richtung Meer, in Richtung Zerstörung, unterwegs sein mag. Es dauert eine Weile, ehe der Bus den Pick-up passieren kann. Ein Mann läuft daneben auf und ab, ein Telefon am Ohr. Direkt vor seinem Wagen liegt ein Wildschwein reglos auf der Straße. Seit die Bauern Iitate-Mura, ihr Land, ihr Dorf, verlassen haben, erobert sich die Natur das Terrain zurück. Die Wildschweine, die Kühe, die Affen, die Hunde, die Katzen, die Gräser, die Schlingpflanzen. Die Wildschweine und die Affen nehmen überhand, erzählt man sich, und tatsächlich ziehen sich Klauenabdrücke rund um die verlassenen Häuser, galoppiert ein Keiler übers brachliegende Reisfeld, turnt eine Horde Affen in der Dämmerung aus dem Wald heraus und vergnügt sich im ehemaligen Gemüsegarten der Bäuerin. Die Wildschweine paaren sich mit den zurückgelassenen Hausschweinen, erzählen die Bauern, daraus sei eine besonders fruchtbare Kreuzung entstanden. Keiner schießt die Wildschweine mehr ab, weil die Bauern nicht mehr auf die Jagd gehen, so wie früher, weil die Bauern überhaupt keine Bauern

mehr sind, sondern Evakuierte und ewig Wartende. Und selbst wenn sie noch jagten, was tun mit der Beute, die sich aus dem Becquerel-Dreck ernährt hat? Das erzählen die Bauern, die tagsüber nach Iitate zurückkehren, weil sie in den Stadtwohnungen, in die sie ausgesiedelt wurden, nichts mit sich anzufangen wissen, und sie erzählen auch, dass Verkehrsunfälle mit den wilden Schweinen an der Tagesordnung seien. Der Kadaver auf der Straße ist hellbraun, relativ klein, so viel lässt sich beim Vorbeifahren erkennen, es ist eine Bache, vielleicht schon eine Vertreterin der neuen Herrscherinnen hier, im Dorf Iitate, das ein Geisterdorf ist.

Schon sind die Bagger da und schlagen tiefe Schneisen in den Wald für eine Autobahn, die durch das Gebiet gehen wird, damit man schneller von Fukushima-Stadt an die Küste kommt, vor allem schneller durch den verseuchten Landstrich, und nicht allzu lange mit dem Gedanken beschäftigt ist, welche prachttvolle Gegend einst hier war. Daran, wie es früher einmal war, erinnern zwei Steinfiguren vor dem Rathaus von Iitate-Mura. Wenn man über ihren Kopf streicht, beginnt Musik zu spielen und ein Kinderchor singt: „Oh wie schön sind die Berge in Iitate, oh wie klar ist das Wasser, wie grün sind die Felder, wie wunderbar ist es in unserer Heimat Iitate.“ Ihre Stimmen klingen über den großen Platz vor dem Rathaus, der nicht ganz fertig gepflastert werden konnte. Die restlichen Pflastersteine liegen noch auf einem Haufen da, als würden morgen die Arbeiter in ihren blauen Anzügen zurückkommen und die Steine verlegen. Auch im Rathaus wartet alles auf die Rückkehr des Bürgermeisters. Die Akten liegen bereit, ebenso die Stempel, und leise erklingt Musik aus einem Transistorradio. Ein, zwei Beamte halten die Stellung. Um da zu sein, wenn das Wunder geschieht, und der Himmel zurücknimmt, worum niemand gebeten hat?

In Begleitung eines pensionierten Physikers und seiner Frau

besuche ich Iitate-Mura. Die beiden sind Helfer. Freiwillige. Sie haben die NGO „Fukushima Resurrection“ gegründet und wollen die Gegend neu beleben. Vor allem er – ein vor Energie übersprudelnder, hagerer Mann, der wie von einer Mission getrieben scheint – verbringt den größten Teil seiner Zeit hier, führt Messungen und Analysen durch und entwickelt neue Dekontaminierungsmethoden.

Dekontaminieren. Wie technisch dieser Begriff klingt. In der Praxis heißt das: Häuser abwaschen, Blätter von Bäumen schneiden, Bäume fällen, Erdreich abtragen, das verseuchte Material in Plastiksäcke verpacken und irgendwo abstellen. „Wir verpacken die von den Feldern abgetragene Erde nicht in Säcke, sondern vergraben sie in tiefen Löchern und sammeln wissenschaftliche Daten darüber, wie sich das auswirkt“, erzählt der Physiker. Das Hauptproblem ist das Cäsium 137 mit seiner Halbwertszeit von dreißig Jahren. Der Physiker kennt jeden Flecken und ist mit allen Bauern befreundet. Mit einem alten, grünen Toyota und drei Geigerzählern durchkreuzen wir den Ort, der sich über ein Gebiet von mehr als zweihundertdreißig Quadratkilometer erstreckt. Fünfundsiebzig Prozent davon sind Wald. Die Geschäfte sind geschlossen, die Häuser fest verriegelt, die Reisfelder verwildern, und in den Gewächshäusern, in denen einst Blumen für den Verkauf gezüchtet wurden, wächst meterhoch das Gras.

Einsam bewachen zwei steinerne Wölfe den verlassenenen Ortsschrein Yamatsumi Jinja. Eine alte Frau ist aus der Stadt zurückgekommen und hat sich in einem Nebengebäude des Schreins einquartiert, um nach dem Rechten zu sehen. Der Schrein ist berühmt für seine Wölfe, ein Tier, das in Japan längst ausgestorben ist. Die Decke der Haupthalle zieren zweihunderteinunddreißig Gemälde mit Wölfen, auf dem Gelände des Schreins finden sich zahlreiche Statuen weißer Wölfe. Der

Berggott, so heißt es, habe vor langer Zeit den Bauern einen Wolf geschickt, zur Hilfe gegen die Bestien, die ihre Felder verwüsteten: Affen und Wildschweine.

An einem versperrten Gitter endet die Straße. Dahinter liegt die Sperrzone, in die nur mehr ehemalige Anrainer mit Sondererlaubnis hinein dürfen. Tatsächlich hält, während wir da stehen und ungläubig auf unsere Geigerzähler starren, ein Wagen mit drei auffallend dicken jungen Leuten. Eine Frau mit einem Schlüsselbund in der Hand steigt aus und sperrt das Gitter auf. Ich gehe auf sie zu und frage, weshalb sie in die Zone fahre. Sie sieht das Mikrofon und schüttelt wortlos den Kopf. Der Geigerzähler hat schon im Wagen 4,71 Mikrosievert pro Stunde angezeigt. Draußen klettert die Anzeige rasch weiter nach oben und bleibt schließlich bei 30 Mikrosievert stehen – ein Hotspot. Die zulässige Jahreshöchstbelastung wird hier um mehr als ein Hundertfaches überschritten. Wir tragen keine Schutzkleidung, deshalb halten wir uns nicht lange an der Stelle auf. Das havarierte AKW ist etwa dreißig Kilometer entfernt.

Die Behörden haben nach der Katastrophe vom 11. März auf einer Karte einen Zirkel an der Stelle des Kraftwerks eingestochen und die Gegend rundherum in konzentrische Kreise eingeteilt, in Zonen mit abgestuften Gefahreinschätzungen. Das Gebiet von Iitate liegt in der Zone, die zwischen dreißig und fünfzig Kilometer vom Kraftwerk entfernt ist, und damit in einer Distanz, für die nach Ansicht der Behörden zunächst nicht die Notwendigkeit einer Evakuierung bestand. Doch der radioaktive Fallout hielt sich nicht an die konzentrischen Kreise, sondern verteilte sich unregelmäßiger und weiter. Am 15. März 2011, vier Tage nach dem Ereignis, brachte starker Wind radioaktive Substanzen hierher. Mit Schnee und Regen rieselten die Partikel auf das Gemeindegebiet herab. Die Behörden ließen

sich mit der Aussiedelung der Bevölkerung Zeit, ja, sie brachten zunächst sogar noch Flüchtlinge aus der näheren Umgebung des Kraftwerks hierher. Erst im Juni 2011 war die Evakuierung abgeschlossen. Seither leben die einstigen Bewohner in provisorischen Quartieren an verschiedenen Orten außerhalb der Gemeinde. Fast alle Bewohner – denn es gibt eine kleine Enklave im Zentrum von Iitate, die weiter besteht, als wäre nie etwas geschehen: das Altersheim. Gleich am Eingang macht ein Schild darauf aufmerksam, dass Medienbesuche unerwünscht sind. Nach hartnäckigem Nachfragen bei den Empfangsdamen dürfen wir bis in die Lobby vordringen, freilich nicht ohne vorher die Schuhe auszuziehen. Bewohner sind nicht zu sehen. Ein Arzt kommt vorbei. Es seien derzeit fünfundsiebzig Insassen hier, sagt er, die meisten zwischen sechzig und neunzig Jahre alt. Das Personal pendle ein, aus Orten außerhalb der Zone. Weshalb das Altersheim nicht evakuiert wurde? „Die Evakuierung so alter Menschen hätte ein zu großes Risiko bedeutet. Daher kamen wir zum Schluss, dass es besser für die Menschen ist, hier zu bleiben.“ Die wenigsten Insassen wüssten darüber Bescheid, was am 11. März 2011 geschehen ist, sagt der Arzt auch noch und erzählt Unglaubliches: „Es gibt eine Warteliste von rund neunzig Personen, die gerne zu uns ins Altersheim möchten! Aber wir können niemanden mehr aufnehmen, weil wir zu wenig Personal haben.“

Auf dem Hauptplatz vor dem Altersheim und dem Rathaus steht ein Messgerät, das die Verstrahlung der Umgebung misst. Es zeigt 0,57 Mikrosievert an, eine relativ geringe Belastung. Kein Wunder, erklären meine Begleiter, hier hätten die japanischen Selbstverteidigungstruppen schon gründlich sauber gemacht! Rund um alle Messgeräte werde die Umgebung akribisch dekontaminiert, doch wenige Meter entfernt stiegen die Werte an. Davon wird später auch Shun Kirishima bei unserem

Treffen in Tokyo sprechen. Der Undercover-Journalist, der eine Zeitlang Arbeiter im Kraftwerk war, hat es sich zur Aufgabe gemacht, Verschleierungen wie diese zu enthüllen. Er ist in Fukushima und in den angrenzenden Präfekturen unterwegs, misst allerorts nach und schreibt darüber. Auch verseuchte Lebensmittel hat er aufgespürt, die in den Handel gelangt sind. Pikanterweise sind auf seiner Liste auch importierte Waren aus der EU, die den Grenzwert überschritten, wie Funghi Porcini aus Italien, Trockenpilze aus Schweden oder Heidelbeermarmelade aus Polen, Österreich und Frankreich.

Für die Qualität der aufgestellten Messgeräte ist das japanische Erziehungs- und Wissenschaftsministerium zuständig. Im November 2012 gab das Ministerium nach Medienberichten zu, dass neben den Geräten angebrachte Bleibatterien einen Teil der Radioaktivität vom Boden ableiteten und daher die ausgewiesenen Werte zehn Prozent unter dem tatsächlichen Niveau lägen. Insgesamt sechshundertfünfundsiebzig Geräte würden nun ausgetauscht. Berichte über Manipulationen von Messgeräten dementierte das Ministerium. Trotzdem trauen die Menschen in Fukushima den offiziellen Messstationen nicht und messen lieber selbst nach. In Iitate erstellen die Dorfbewohner unter Anleitung des Physikers, der auch mich auf meinem Rundgang begleitet, eine digitale Landkarte der Verstrahlung. Die so erhobenen Werte, denen sie mehr vertrauen als den offiziellen Messungen der Regierung, werden ihnen als Entscheidungsgrundlage dafür dienen, ob sie jemals wieder hierher zurückkehren können. Die Einsatzzentrale mit dem Server ist auf dem Hof eines evakuierten Bauern untergebracht, der, wie alle anderen, ohnehin fast täglich zurückkommt. Sie kommen, weil sie ihre Tiere füttern müssen, begründen sie, vor allem die zurückgelassenen Katzen. Manche jäten auch das Unkraut vor dem Haus. Sie sind Bauern, sie wollen zurück. Deshalb klammern sie sich

an den Strohalm des Dekontaminierens. Irgendjemand sollte ihnen sagen, wie sinnlos dieses Projekt ist, denke ich. In den Nächten fahren die Männer Patrouille. Unmittelbar nach der Evakuierung war es zu zahlreichen Diebstählen und Einbrüchen in die verlassenen Häuser gekommen. Daraufhin stellten die Bauern einen eigenen Wachdienst auf.

In Kyoto werde ich am Ende meiner Reise die Umweltaktivistin Aileen Mioko Smith treffen, die Gründerin und Leiterin der NGO *Green Action*, die sich seit Jahrzehnten gegen Atomenergie engagiert. Sie spricht aus, was keiner wahrhaben will: „Das Dekontaminieren funktioniert nicht! Die Leute meinen, wenn sie neue Technologien entwickeln, werden sie das hinkriegen. Doch es zeigt sich überall: Sobald es regnet oder der Wind bläst, gehen die Werte wieder in die Höhe. Würden sich die Leute eingehender mit dem Ökosystem befassen, müssten sie erkennen, dass diese Methode nicht funktionieren kann.“

Darüber hinaus spalte das von der Regierung verordnete Großreinemachen die gesamte NGO-Szene. Die einen seien dafür, den anderen aber sei die Evakuierung von Kindern aus der Präfektur Fukushima und die Entschädigung von Menschen, die mehr oder weniger „freiwillig“ aus verstrahlten Gebieten weggezogen sind, das wichtigere Anliegen. Sie halte das Dekontaminieren für eine ziemlich skrupellose Methode der Regierung, eine gerechte Entschädigung derer, die weggezogen sind, zu verzögern, meint Aileen, die Behörden machten den Menschen falsche Hoffnungen: „Damit vergeht Zeit und noch mehr Zeit, bis sie völlig erschöpft sind und bereit, jeden auch noch so kleinen Betrag zu nehmen.“ Aileen hat den Verdacht, dass die Betroffenen bewusst in einem Schwebezustand gehalten würden, bis sie zu müde seien, um weiterzukämpfen: „Ich weiß nicht, ob es schriftliche Unterlagen über einen derartigen Plan gibt, aber ich bin mir sicher, dass die Regierung bewusst so vorgeht.“

Das Leben endlich wieder planen können! Das wünschen sich die Menschen in Fukushima. Einen konkreten Plan haben, eine Hoffnung, ein Ziel. Davon spricht auch Kei Kondo, den ich auf seinem Hof in der Nähe von Nihonmatsu, südlich von Fukushima-Stadt, besuche. Er ist ein Biobauer, der nichts mehr anbaut. Er ist ein Christ, der sein Seelenheil mehr denn je im Glauben sucht. Er ist ein Grübler, der nicht aufhören kann, nach der eigenen Schuld und Mitschuld an der Katastrophe zu fragen. Er ist nicht der einzige, der so denkt. Es ist wie ein Muster, das mir auf meiner Reise immer wieder begegnet. Auch Sadako Monma, die Kindergärtnerin ohne Kinder, spricht von der eigenen Mitschuld, weil sie nicht von Anfang an gegen die Atomenergie aufgetreten ist, auch ihre Gedanken drehen sich fortwährend im Kreis. Ich treffe niemanden auf meiner Reise, der sich nicht in Selbstreflexion übt oder versuchen würde, etwas für die Allgemeinheit zu tun. „Das ist ein typisch japanisches Verhalten, die Verantwortung nicht einfach abzuschieben, sondern auch bei sich selbst zu suchen“, wird mir eine japanische Bekannte in Wien später erklären und hinzufügen: „Wenn etwas so Schreckliches geschieht, dann halten wir fest zusammen und jeder überlegt sich, was er zur Gemeinschaft beitragen und wie er das Leid der Betroffenen ein wenig mildern kann.“

Eine Ratte hat ein Kabel angeknabbert und für einen Stromausfall in Reaktorblock I gesorgt, lese ich in der Zeitung, unter dem verschwommenen Bild einer Ratte. Daher sei das Kühlsystem im AKW Fukushima vorübergehend ausgefallen und funktioniere nicht ausreichend. Es bestehe jedoch keine Gefahr, wenn es gelinge, das Kühlsystem innerhalb von vier Tagen wieder in Gang zu bringen. Ich packe für den Ernstfall Geld, Pass, Flugticket, eine Flasche Wasser und eine Taschenlampe in meinen Rucksack und beschließe, mir endlich das Kunstmuseum der

Präfektur Fukushima am Rande der Stadt anzusehen. Es beherbergt neben Werken einheimischer Künstler, einigen Picassos und französischen Impressionisten eine schöne Sammlung von Arbeiten des US-amerikanischen Malers und Grafikers Ben Shahn, einem wichtigen Vertreter des amerikanischen sozialistischen Realismus. Vor einiger Zeit las ich in der Zeitung einen Bericht über „die Bilder, die Fukushima nicht erreicht haben“: 2012 wollte das Präfektur-Museum von Fukushima eine lange geplante Ben-Shahn-Retrospektive zeigen, doch viele amerikanische Museen weigerten sich, Kunstwerke an Fukushima zu verleihen, aus Angst, sie würden verseucht wieder zurückkommen. Ausgerechnet Bilder von Ben Shahn! Er hat eine Reihe von Gemälden mit dem Titel „Lucky Dragon V“ gemalt, die hier im Kunstmuseum von Fukushima sind. Die Serie ist den Opfern der US-amerikanischen Wasserstoffbombentests auf dem Bikini-Atoll gewidmet: Ein japanisches Fischerboot mit dem hübschen Namen „Daigo Fukuryu Maru“ (Glücklicher Drache V) geriet am 1. März 1954 in den nuklearen Fallout der Operation *Castle Bravo*. Die Besatzung wurde verstrahlt. Fischer Aikichi Kuboyama starb weniger als sieben Monate später an den Folgen.

Der Anblick des unerwartet großen und beeindruckenden Museums – ein moderner Bau des japanischen Architekten Masato Otake aus dem Jahr 1984, ganz in Rot, auf einem Areal von sechzigtausend Quadratmetern – lässt sofort an die großzügigen Zuwendungen denken, mit denen sich die AKW-Betreiberfirmen das Wohlwollen der Kommunen sichern. Nur eine reiche Gemeinde kann sich so ein Museum leisten, in das sich zudem kaum jemand zu verirren scheint. Außer mir sind nur noch zwei weitere Besucher da. Dem Museum angeschlossen ist ein französisches Lokal. Hier riecht es unangenehm stark nach Curry. Die Tische sind mit Plastiktischtüchern gedeckt. Ob ich

reserviert habe, fragt der Kellner. Ich schaue mich um – ich bin der einzige Gast.

Das Museum liegt auf halber Strecke zwischen Fukushima-Stadt und Iizaki-Onsen, einem Badeort mit heißen Quellen, den einige Bauern von Iitate als ihren Evakuierungsort erwähnt hatten. Wer konnte, ging zu Verwandten in Dörfern und Städte außerhalb der Zone, die anderen wurden aufgeteilt, kamen in Containerwohnungen weit außerhalb des Zentrums von Fukushima-Stadt oder eben hierher, in diesen traurigen Kurort aus einer anderen Epoche. Die Attraktionen von Iizaki-Onsen – heiße Quellen und ein Nachtleben mit käuflichen Provinzschönen und Unmengen an Alkohol und Essen – haben schon vorher keine mondäne Klientel mehr angezogen, und erst recht nicht danach. Wen reizt schon die Vorstellung, sich in radioaktiv verseuchter Umgebung in heißem Wasser zu aalen und Fisch und Meeresfrüchte aus der Umgebung zu essen! Japan hat noblere, modernere Badeorte, ganz ohne Verstrahlung. Und wer sich ein Wochenende in einem Onsen nicht leisten kann, der kommt auch nicht hierher, da mag es noch so attraktive Sonderangebote – 75 Euro für eine Übernachtung mit Halbpension – geben. In diesen Vergnügungsort also hat man die Bäuerinnen und Bauern aus Iitate evakuiert. Sie in leer stehende Hotels gesetzt, wo sie so tun könnten, als wären sie wohlhabende Gäste, wo sie aber doch nur Augenzeugen des Verfalls werden. Die Hotels reihen sich entlang einer tiefen Schlucht, die den Ort durchschneidet und die man auf einem verwachsenen Spazierweg hinaufgehen kann, bis dorthin, wo der Fluss aus einem breiten Tal in die Schlucht mündet. Im Hintergrund die Berge. Der Schluchtweg ist kalt und abweisend, selbst an einem sonnigen Tag. Wie Hochhäuser sehen die Hotels aus dieser Perspektive aus. Ihre Fassaden sind von der seit Jahrzehnten aufsteigenden Feuchtigkeit schwarz verfärbt. Auffällig ist die bunte Wäsche,

die auf einigen Balkonen flattert und darauf schließen lässt, dass hier keine Touristen, sondern andere Gäste einquartiert sind. Die Geschäfte und Restaurants in den zwei, drei Geschäftsstraßen des Ortszentrums sind geschlossen und manche sehen so aus, als würden sie auch nicht mehr aufsperrten. Die rosa und weißen Geschäftsschilder der Snackbars sind verblichen, das Glas ist da und dort gesprungen und ausgeschlagen. Auch hier sind alle Türen fest verschlossen und es ist kaum vorstellbar, dass sich abends hier Männer und Mädchen einfinden.

„Ich habe das Gefühl, dass wir uns hier an das Ungewöhnliche gewöhnen“, sagt ein achtzehnjähriges Mädchen aus Minamisoma, eine der Rednerinnen bei einer großen Anti-AKW-Veranstaltung in einem Sportstadion außerhalb von Fukushima-Stadt. „Wir gewöhnen uns daran, dass wir ständig mit dem Geigerzähler herumlaufen und die Radioaktivität messen, dass wir in provisorischen Häusern wohnen und getrennt von unseren Freunden und Familien leben. All diese Dinge, die nicht normal sind, empfinden wir zunehmend als selbstverständlich.“

Es ist der letzte Tag meines Aufenthalts in Fukushima. Siebentausend Aktivisten und Aktivistinnen aus ganz Japan haben sich zu einer eindrucksvollen Kundgebung gegen die Atomenergie eingefunden. Organisiert hat die Veranstaltung die Gruppe „Fukushima ohne Atomkraft“. Literaturnobelpreisträger Kenzaburo Oe, der als prominentester Redner angekündigt war, und den zu sehen ich sehr gehofft hatte, sagte kurz zuvor krankheitshalber ab. Der berühmteste Schriftsteller des Landes geht mittlerweile auf die Achtzig zu und steht an der Spitze der wichtigsten Anti-AKW-Bewegung in Japan, der Gruppe, die den Abschied von der Atomenergie schon im Namen trägt: *sayonara genpatsu*.

Das Mädchen aus Minamisoma, das sein Elternhaus verloren hat, ist Schülerinnen-Friedensbotschafterin der UNO. 2012 war die junge Frau in Genf, um den Vereinten Nationen über die Lage in der Präfektur Fukushima zu berichten: „Wir haben am meisten Angst davor, dass der atomare Unfall in Vergessenheit geraten könnte und dass noch einmal eine ähnliche Katastrophe passiert! Ich sehe es daher als meine Aufgabe an, unsere schrecklichen Erfahrungen möglichst vielen Menschen auf der Welt mitzuteilen.“ Dem Publikum im Sportstadion erzählt die junge Frau ihre eigene Geschichte: Ihr Elternhaus liegt in der Evakuierungszone rund zwanzig Kilometer vom Kraftwerk entfernt. Nach dem Reaktorunfall flüchtete ihre Familie in die Präfektur Yamagata, später kehrten der Vater, sie selbst und ihr jüngerer Bruder zurück, um zu arbeiten und zur Schule zu gehen. Sie zogen in einen außerhalb der Sperrzone gelegenen Teil von Minamisoma. Die Mutter, der ältere Bruder und die jüngere Schwester blieben in Yamagata. Seither lebt die Familie getrennt. Im Oktober 2012 wurde die Sperrzone für die Gegend, in der ihr Elternhaus liegt, aufgehoben. Im Februar 2013 fuhr die junge Frau hin, um sich ein Bild der Lage zu machen. Und war entsetzt: „In meinem Elternhaus ist die radioaktive Belastung sehr hoch. Auf einer Versammlung haben Verantwortliche von Tepco erklärt, dass die Regierung im Inneren der Häuser nicht dekontaminieren kann. In unserem Haus laufen Ratten herum, wilde Katzen und Zibetkatzen (eine Schleichkatzenart) haben sich eingenistet. Ich war immer überzeugt, dass ich eines Tages wieder zurück möchte, aber seit ich diese Tiere gesehen habe ... Nein, ich glaube nicht, dass ich wieder zurückmöchte!“

Ich verbringe den Nachmittag in Begleitung eines älteren Herrn, der mich beim Eingang ins Sportstadion angesprochen und sofort unter seine Fittiche genommen hat. Wie selbstverständlich teilt er seine mitgebrachte Jause aus schwarzem Kaffee,